

# Christbaumzauber.

Eine Weihnachtserzählung von Erwin von Waldenburg.

Es war Weihnachtsabend. Lustig wirbelten große dicke Schneeflocken hernieder, ein scharfer Nordost segte durch die einsamen Straßen, so daß selbst die große, kräftige Gestalt eines Mannes, in einem weiten Mantel gehüllt, einige Mühe hatte, vorwärts zu kommen. Vor einem hübschen Gartenhäuschen machte er Halt, öffnete die Gartentür und stampfte mit ein paar kräftigen Tritten den Schnee von seinen Füßen. Im Hausflur kam ihm eine ältere Frau, eine Lampe in der Hand, entgegen.

„Guten Abend, Herr Doktor, Sie haben sich heute lange plagen müssen bei dem schlechten Wetter.“

„Ach es ist nicht so schlimm, wie es aussieht, Frau Ewald“, entgegnete er, freundlich ihren Gruß erwidrend. „Von innen sieht sich das viel ärger an. Desto gemüthlicher ist's hernach im warmen Zimmer.“

„Ja“, sagte die Frau in fast bestäubtem Tone, „nun habe ich Ihnen heute nicht einmal ein warmes Zimmer machen können; der Ofen raucht dermaßen, daß es unmöglich war, Feuer darin anzumachen, und ein Topfer war heute am Weihnachtsabend nicht mehr aufzutreiben. Vielleicht kommen Sie ein Stündchen zu uns herein; warm und behaglich finden Sie es bei mir.“

„O sehr gern!“, erwiderte er und folgte ihr in das vor Sauberkeit glänzende Stübchen. Seine freundliche Wirtin, bei der er schon längere Zeit wohnte, nötigte ihn, sich bequem zu machen und auf dem Sopha Platz zu nehmen; für später am Abend“, fügte sie in ihrer schlichten Weise hinzu, „haben Sie vielleicht eine Einladung erhalten oder gehen Sie in Ihren Club, aber bis dahin möchte ich es Ihnen doch gern ein wenig gemüthlich machen.“

Er schüttelte den Kopf. „In den Club gehe ich nicht; würde Sie heute auch wohl kaum angenommen haben, es kommt mir immer vor, als wenn ich am heiligen Abend nicht zu frohen Menschen käme.“

„Sie auch nicht?“, kam es wie unwillkürlich von den Lippen der Frau Ewald. Und da er nicht gleich antwortete, fuhr sie fort: „Meine Tochter fragte mich heute auch: „Doktor, sollen wir uns nicht ein Christbaumchen herrichten?“ Ich aber sagte ihr, „Lach das Kind! Christbäume sind für glückliche Leute, oder doch für solche, die es wenigstens einmal waren.“ Von mir kann ich das kaum behaupten, wenigstens ist's schon so lange her, daß ich es ganz wieder vergessen habe.“

Der Doktor reichte ihr still die Hand, er wußte wohl, daß die Frau an seiner Seite schwer am Leben zu tragen gehabt hatte. Ihr Gatte, ein ehemals vermöglicher Kaufmann, hatte sich in allerlei gemachte Speculationen eingelassen, dann sich vor gänzlicher Verarmung durch betrügerischen Bankerott zu retten versucht, und schließlich seinem Leben ein freiwilliges Ende gemacht. Die Wittwe hatte Jahre der bittersten Armut durchlebt, bis endlich eine kleine Erbschaft, die ihr ganz unerwartet zufiel, ihr wiederum einen bescheidenen Wohlstand zuführte, und sie auch in den Besitz des Häuschens setzte, dessen obere Räume Dr. Reinhard als Miethener bewohnte.

Ein leichter Schritt ließ sich auf dem Hausflur vernehmen, und gleich darauf trat Gertrud, Frau Ewalds Tochter, in's Stübchen. Sie begrüßte den Doktor, der sich mit achtungsvoller Verbeugung erhob, mit derselben anmuthigen Freundlichkeit wie immer, doch entging es dessen scharfen Blicken nicht, daß sie mit einer fast unmerklichen Befangenheit einen kleinen Gegenstand, den sie in der Hand hatte, zu verbergen suchte, und denselben gleich darauf unter den Deckel ihres Arbeitsstuhls schob.

„Warst Du draußen, Kind?“ fragte die Mutter freundlich, da sie wohl aus dem frisch gerösteten Wangen der Tochter schloß.

Nur einen Augenblick beim Nachbar Waldau, Mütterchen“, erwiderte Gertrud. „Aber Du hast ja Deinen Fußschmel noch nicht! Verzeih“, daß ich so faulselig war.“

„Ich hab' ihn noch nicht entbehrt“, meinte die Mutter ruhig; „aber was ich vorhin noch sagen wollte, Herr Doktor, wenn Sie wirklich nichts Besseres in Aussicht haben, und mit unserer Gesellschaft vorlieb nehmen wollen, so bleiben Sie doch bei uns für diesen Abend. Gertrud und ich trinken unseren Thee wie immer, und für Sie wird wohl noch ein Fläschchen Bier im Keller sein.“

„Rein!“ bat er herzlich, „wenn Sie mir die Freundlichkeit erweisen wollen, mich heute Abend ein Plätzchen an Ihrem Tisch einzuräumen, so lassen Sie mich eben als Hausfreund, nicht als fremden Gast, von Ihrer Güte Gebrauch machen, und vergönnen Sie mir eine Tasse von Ihrem Thee.“

Gertrud wurde dies zugefanden, und nachdem der Doktor sich noch die Erlaubnis erbeten, eine Cigarre anzuländen zu dürfen, sah man so gemüthlich bei einander, wie es sich nur immer an einem kalten Winterabend in einer behaglich durchwärmten Stube beim Schein der kleinen Lampe thun läßt. Nur daß es Weihnachtsabend war, das freilich mußte man zu vergessen suchen, weil auch gar nichts in

der ganzen Umgebung darauf hindeutete. Die Unterhaltung wurde meist zwischen Frau Ewald und dem Doktor geführt. Gertrud, die mit ihrem Nähzeug den Beiden gegenüber saß, gab wohl dann und wann ein Wort in das Gespräch, das bewies, daß sie ihm mit freundlicher Theilnahme folgte, aber viel und lebhaft sich zu äußern, lag überhaupt nicht in ihrer Art. Einmal, als die Mutter auf eine Weile das Zimmer verlassen hatte, fragte sie der Doktor, ob sie sich die prächtigen Weihnachtsausstellungen angesehen habe.

„Rein“, entgegnete sie, ihre ruhigen, klaren Augen auf ihn richtend, „die ziehen mich nicht im Mindesten an. Ich kann bei all diesen Herrlichkeiten wohl an Glanz und Reichthum denken, aber nicht an Weihnachten und Weihnachtspoesie.“

Er nickte still, ohne zu antworten, und um seine inzwischen erloschene Cigarre über dem Lampenschirm wieder anzuzünden, erhob er sich von dem Sopha. Dabei verschob sich die Tischdecke, und das Knäuel von der Mutter Strickzeug rollte herunter. Gertrud blickte sich, um es wieder aufzuheben, er wollte ihr häufig zu Hilfe kommen, stieß aber an ihr Arbeitskörbchen, daß dessen ganzer Inhalt ihr durcheinander auf den Fußboden polterte. „Es hat nichts zu sagen, Herr Doktor, wirklich gar nichts!“ versicherte sie beruhigend, als er mit verlegener Entschuldigung sich bemühte, ihr beim Einammeln der verstreuten Sachen zu helfen. „O bitte!“ unterbrach sie sich, als sie sah, daß er einen kleinen Tannenzweig, an dem noch der winzige Rest eines rothen Wachstichtens klebte, vom Boden aufgehoben hatte. Dabei streckte sie die Hand aus, um den Zweig wieder an sich zu nehmen, aber er gab ihn nicht.

„Ist das Ihr Weihnachtsbäumchen, Fräulein Gertrud?“ fragte er, und es klang etwas wie verhaltene Klärung aus seiner Stimme.

„Ich habe mir das Reis vom Nachbar mitgebracht“, entgegnete sie, während ein feines Roth ihr Gesicht bedeckte. „Aber ich möchte nicht, daß die Mutter es sähe; bitte, geben Sie mir's zurück — und halten Sie mich nicht für gar zu kindisch.“

„O nein!“ sagte er mit tiefem Ernst, „ich halte Sie nicht für kindisch, denn sonst hätte ich noch sehr viel mehr Ursache, mich selber für kindisch zu erklären. Der Anblick eines Weihnachtsbaumes läßt nun einmal seinen ganz besonderen Zauber aus und hat vor Jahren einmal bestimmt auf meinen ganzen Lebensgang eingewirkt. Darf ich Ihnen erzählen, wie das kam?“

Sie nickte, und er, noch immer das Zweiglein in der Hand haltend, begann: „Ich hatte meinem Vaterland, Groll und Erbitterung im Herzen, den Rücken gekehrt, denn man hatte in der Reaktionszeit, die dem „tolle Jahre“ 1848 folgte, mir in der gewöhnlichsten Weise meine, bei Gott, herrlich unerschuldige Theilnahme an jenem Freiheitskämpfe, der dozumal noch ganz anderen Leuten die Köpfe hochdrehte, nachgetragen. Kurz vor dem Ausbruch der Bewegung hatte ich als Privatdozent meine Vorlesungen an der Universität zu H. eröffnet und unter der Hand die bündigsten Versprechungen erhalten, daß ich mit Sicherheit auf die nächste erledigte Professur rechnen könne. Die Vastage, die schon seit längerer Zeit zu erwarten stand, trat ein, ich aber erhielt die Stelle nicht. Genug, die Enttäuschung und die unerquicklichen politischen Zustände brachten mich zu dem raschen Entschluß, dem Vaterlande Lebenswohl zu sagen und in der neuen Welt mein Glück zu versuchen. Ich habe drüben auch nicht mit Nachsorge zu kämpfen gehabt, aber zu einer erquicklichen, betriebenden Existenz konnte ich es nicht bringen. Da wurde mir ganz unerwartet und unter den glänzendsten Bedingungen eine Stelle als Arzt in der holländisch-ostindischen Kolonie angeboten, durch die ich in wenigen Jahren ein „gemachter Mann“ werden konnte. Ohne langes Bedenken nahm ich das Anerbieten an, schiffte mich auf einem im Hafen von New York ankommenden deutschen Schiffe nach Batavia ein, und ach! Tage später schwamm ich an Bord desselben auf hoher See. Unsere Reise ging ohne jeden Unfall von Statten; nach ziemlich rascher Fahrt befanden wir uns am 24. Dezember auf der Höhe des Caps der guten Hoffnung, und es wurde bereits scharf nach Land ausgelutet. Ich sah beim Einbruch der Abenddämmerung eben mit dem Kapitän und einem Schiffsoffizier in der Kajüte, als plötzlich einer von der Schiffsmannschaft bei uns erschien und mit einer gewissen Feierlichkeit uns ersuchte, ihm in das „Logis“ der Leute zu folgen. Einigermassen neugierig entsprachen wir ohne Hörgern der Aufforderung, und ein ungewöhnlicher Anblick bot sich uns dar. Die Leute hatten in ein Gefäß mit Sand einen Besenstiel gepflanzt, an der oberen Hälfte desselben rundum Löcher gebohrt, in diese Besenreifer gehakt und auf die letzteren Lichtstumpfen gesetzt, die jetzt hell brannten, während in den improvisirten Zweigen kleine Päckchen lagen, die armseligen Geschenke bergend, die ein Seemann auf langer Reise von seinen mitgenommenen Vorräthen ben

Kameraden spenden kann; ein Röllchen Kautabak, ein paar Cigarren, ein Knäuel Fein, einige Stopfnadeln u. dergl. Und nun standen die Leute ganz vergnügt im Kreise herum und sangen das alte Lied: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind Deine Blätter!“ Glauben Sie mir, Fräulein Gertrud, ich konnte den Anblick nicht lange ertragen. Das ganze verlorene Paradies meiner Kindertage tauchte mir vor meinen Blicken auf. Ich sah im Geiste die grünen Tannenwälder meiner Heimath, ich stand wieder unter dem Weihnachtsbaume, den Vater und Mutter, die nun schon lange in kühler Erde schlummerten, dem Knaben aufgebühlet hatten, ich hörte wieder die Gloden, welche die Christnacht einläuteten, und vernahm, wie einst als Kind, die alte Weihnachtsmelodie: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Sobald es ohne Aufsehen gefahren konnte, eilte ich in meine Kajüte, und ein grenzenloses, unbewingliches Heimweh erfaßte mich. Rein, ich konnte sie nicht lassen, die deutsche Heimath, mich nicht loslagern von ihr, der deutsche Weihnachtsbaum hatte mir's angehan. Heim, heim! Ich hatte keine anderen Gedanken mehr. Ich benutzte die erste sich darbietende Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa, und seit drei Jahren bin ich hier.“

Alle ehrgeliebten Pläne und hochfliegenden Hoffnungen liegen längst hinter mir; ich will nur leben, treu mir selbst und meinem Berufe, auf dem Boden der alten, theuren Heimath, in die mich der deutsche Weihnachtsbaum zurückgeführt. Und darum, Fräulein Gertrud, gönne Sie mir ein Zweiglein, ein ganz winziges nur, von Ihrem Tannenzweig, denn noch habe ich seit meiner Rückkehr an meinem deutschen Christbaume Theil gehabt.“

Sie theilte das Zweiglein und reichte ihm die Hälfte, ohne ein Wort zu sagen. Als er sie aber anblickte, gemahnte er, daß ihre Augen feucht waren. Still legte er den Zweig in seine Brieftasche. Da trat die Mutter wieder ein. Sie hatte unter ihren Vorräthen Umschau gehalten, und trug ein einfaches Abendbrod auf. Gertrud sowohl wie der Gast waren außerordentlich schweigsam, so daß der Mutter sicherlich hätte auffallen müssen, hätte sie sich nicht selbst in alte Erinnerungen vertieft. Nur das grünte ihr Summen, daß der Doktor nicht so, wie sie erwartet und gehofft hatte, dem Abendbrote zusprach. Als er ihr aber in seiner treueren Art versicherte, daß es ihm schon lange nicht so gut geschmeckt habe, wie heute, gab sie sich wieder zufrieden.

Die kleine Stuhlwärterin auf der Kommode hatte mit raschen, klingenden Schlägen die erste Stunde angeklügeligt, als der Doktor halb erschrocken aufstand, da es ihm plötzlich einfiel, daß seine Wirtin um diese Zeit schon zu ruhen pflegte. Er reichte ihr wie Gertrud die Hand und fügte seinem Dank nur die einfachen Worte hinzu: „Es war ein schöner Weihnachtsabend.“

In seinem Zimmer angelangt, zog er, nachdem er Licht gemacht, eilig seine Brieftasche hervor, schnitt von dem Wachstuch auf seinem Schreibtisch ein Stückchen ab und klebte es auf die Spitze des Tannenzweigleins. Dann schob er die Schublade ein wenig heraus, klemmte das untere Ende des Zweigleins in die Spalte und zündete das Wachstüchlein an. Unverwandt sah er nun, so lange das Flämmchen brannte, in der Betrachtung desselben vertieft, und sann darüber nach, ob nicht am Ende „sie“ ganz ingedeiht ebenfals ihr Christbäumchen angezündet habe. Als die Flamme das Wachs verzehret hatte und darauf knisternd die Nadeln verholten, bis es endlich verlöscht, trat er an's Fenster, schob die Vorhänge zurück und blickte hinaus in die Nacht, die jetzt ganz still und fernklar war. Ihm aber war es, als klinge durch dieses feierliche Schweigen zu ihm heraus aus seiner Kindertage ein leiser, süßer Gesang: „O Du fröhliche, o Du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Der erste Weihnachtsfeiertag fand den Doktor Reinhard wieder in dem trauten Stübchen der Frau Ewald, und die letzte Sonne des alten Jahres warf im Untergehen ihre Strahlen auf ein glückliches Brautpaar, während der Mutter Anblick fast heller leuchtete, als die bleiche Dezember-sonne, die den Dreien ihren Scheidegruß sandte. Der Doktor hatte sein Tannenzweiglein wieder mit heruntergebracht und seiner Braut erzählt, wie es ihm als Christbaum geleuchtet habe. Lächelnd nahm sie es in die Hand. „Pflegt man den Christbaum noch einmal anzuzünden, danach aber wird das arme Bäumchen fortgeworfen und verbrannt. Wir aber legen unsere Christbäumchen jetzt zusammen in ein Kästchen, und wenn längst die Nadeln abgefallen sind, und die Zweiglein dürr geworden sind, uns fügen sie immerdar den alten Weihnachts-Gesang: „Ehre sei Gott in der Höhe Und Friede auf Erden Und den Menschen ein Wohlgefallen!“

## Weihnachten.

Ein Seebald von Rudolph Friedemann.

Schon seit der „Bravo“, ein stolzer Segler, den Hafen von Valparaiso verließ, waren ihm Wind und Wetter ungünstig gewesen auf der Fahrt nach der Heimath. Seit Wochen schweerte See. . . Und kaum ließ der Sturm vorübergehend einmal einige Tage nach in seiner Stärke. Weihnachten dabeim zu sein, die Hoffnung hatten alle an Bord längst aufgegeben. Zimmer finstere wurde das Sorgenvolle, wetherbar-Gesicht des Kapitäns. Er allein kannte seinen „Bravo“, mit dem er einst die schnellste Fahrt über den Atlantik gemacht hatte. Er allein wußte, daß sein einst so stotter, festes Schiff schwerem Wetter auf die Dauer nicht so recht gewachsen war.

Und heute war heiliger Abend. Vorn im Mannschafstlogis saßen die Leute, die nicht zur Wache gehörten, bei einem steifen Weihnachtsstrog, nachdem sie vom Kapitän jeder ein Päckchen Tabak, einige kurze Pfeifen und etwas Geld erhalten hatten. Auf dem Tisch brannten in Ermangelung eines Baumes auf einer schnell aus Leisten gezimmerten Pyramide einige schwelende Wachstümpfe. Jeder sah, still vor sich hinstarrend, auf seiner Kiste, der Lieben gedenkend, die ihn dabei nun vergebens erwarteten. Gottlos, daß der Sturm wenigstens etwas nachgelassen hatte, so kamen sie doch nicht ganz um die feierliche Weihnachtsstimmung.

Auch in der Kajüte hinten brannte eine kleine Pyramide. Vergebens aber versuchte der Kapitän die Unterhaltung mit seinem zweiten Steuermann nicht einschlagen zu lassen. Es war eine zu gedrückte Stimmung. Wer weiß, was ihnen noch bevorstand auf dieser stürmischen Reise!

Nun war es Nacht. Vorn waren längst die Leute in ihre Kojen getrocken, um noch bis zur Ablösung ein wenig zu schlafen. Gleichmäßig tickte die Schiffuhr in der niedrigen Kajüte. Alle Augenblicke ging der Kapitän auf Deck. Er war unruhig. Es schwebte wie Unheil über dem Schiff, das in schwerem Kampf mit den Wogen mit gerefften Segeln ähndend und stöhnend in wilder Fahrt dahinglitt. Wie unheimlich es dröhnte, wenn der „Bravo“ mit seinem Bug auf die von der Seite heranrollenden Wogen aufschlug. Und wie schwerfällig die brave alte Barke sich wieder heraus hob aus dem nassen Riesengrabe!

„Ich glaub' wir haben eine böse

Nacht, Kapitän“, raunte der erste Steuermann, der auf dem Achterdeck von einem Bord zum anderen ging und im Vorübergehen aufmerksam die Nadel im Kompass beobachtete.

„Raum ein Stern vor zu sehen, und vor dem Mond jagten schwarze zerrissene Wolken dahin wie die wilde Jagd. Durch das Tauwerk heulte der Sturm, und in immer kürzeren Pausen spritzte weißer Gischt über Bord.“

Auch der Kapitän ging hinunter, um bald in seinem Delszeug wieder an Deck zu kommen. Da stand der Zimmermann, der alte Klausen, mit einer kleinen Laterne vor ihm.

„Was gibt's, Klausen?“ Dem Kapitän wollte das Gesicht des Alten gar nicht gefallen. Es sah zu tumberdoff aus. Er kannte das.

„Sechs Zoll Wasser im Raum, Kapitän!“

„Sechs Zoll? Z. Klausen. . . das ist wohl nicht möglich. Der „Bravo“ sechs Zoll?“

„Seit einer Stunde um zwei Zoll gestiegen!“ beharrte der Alte.

Da mußte etwas nicht in Ordnung sein.

„Sind die Lutten alle dicht?“

„Alle dicht, Kap'tän!“

Da kam auch schon das Kommando. „Alle Mann an Deck!“

Und nun ging es an ein eifriges Suchen nach dem Led. Während die Bordwache an den Pumpen arbeitete, suchten die anderen das ganze Schiff ab. Doch Niemand fand das Led, und trotz des angestrengten Pumpens stieg das Wasser im Raum noch. Nur das konnte man feststellen, daß es sich nur um ein verhältnißmäßig kleines Led handeln konnte, aber gefährlich mußte es doch werden, wenn man es nicht bald fand und dichten konnte.

Der zweite Steuermann, über Bord auf das Brett. Raum sah er fest, da umgab ihn schon finstere Nacht — mächtige Wassermassen überschütteten ihn und preßten ihn mit aller Gewalt gegen die Schiffswand. Dann hob sich das Schiff wieder, und auch Ferdinand konnte wieder athmen und den Leuten mit der ganzen Kraft der Lungen zuzurufen, daß sie ihn hochziehen sollten, jedesmal wenn der Bug sich senkte.

Nach einer bangen Viertelstunde endlich hatte er das Led gefunden. Eine Platte aus Eisenblech, die zum Schutze einer der vorderen kleinen Lutten über diese gelegt war, hatte sich abgelöst. In aller Eile mußte eine neue größere Platte vorbereitet werden. So viel Hände arbeiten konnten, ohne sich gegenseitig im Wege zu sein, waren sofort dabei, in eine geeignete Platte Löcher zu bohren.

Das schwerste Stück Arbeit aber stand noch bevor, denn ein Mann allein konnte die schwere Platte unmöglich befestigen.

Außer Ferdinand wollte ein junger Matrose mit hinunter. Mit schweren Sämmern und den nöthigen starken Nägeln versehen, wurden sie hinabgelassen; gleichzeitig auch die Platte aus Eisenblech. Damit sie nicht von dem Anprall der Wogen fortgerissen würden, waren die Röhren noch angefestigt, und vom Bugpriel hielt ein Mann ihre schwankenden Eise möglichst vor dem Led fest.

Wenn nur erst die Nägel eingeschlagen wären! Bis nicht die Platte einigermaßen festgemacht war, mußten die beiden kühnen Männer auch unter Wasser aushalten, um die Platte zu halten und um nicht Zeit zu verlieren bei ihrer schweren, gefährlichen Arbeit.

Vom Deck gab ihnen der Kapitän jedesmal ein Zeichen, wenn eine Welle kam, um sie auf Minuten zu weilen unter sich zu begraben. Fest bissen sie dann die Zähne aufeinander nach einem langen, tiefen Athemzuge, fest stemmten sie die Füße gegen die kaum haltende Platte — mit einem Arm hielten sie sich umschlungen, während die Wassermassen sie fast von ihrem schmalen Sitz drängten, und ihre andere Hand trampfte sich verzweifelt um das Tau, das ihren Sitz hielt. Die schweren Hämmer hingen ihnen in einer Schlinge am Handgelenk.

Und tauchten sie dann endlich wieder empor, da ließen sie sich kaum Zeit, das salzige befehdende Wasser aus den Augen zu wischen — nur schnell in die Tasche gegriffen — einen der starken Nägel herausgeholt, um ihn mit schnellen, kräftigen Schlägen hineinzu treiben.

Wohl zwanzig Mal waren sie schon unter Wasser geblieben. Das nächste Mal konnten sie es wagen, sich hinaufziehen zu lassen.

Doch wie unendlich lange dauerte diesmal die Nacht? Wolte sich der „Bravo“ denn überhaupt nicht mehr aufrichten Ferdinand dachte heim. Wie sehnlichst seine Mutter bis zum letzten Augenblick auf ihn gewartet haben wird. Noch vom brennenden Weihnachtsbaum wird sie manchmal aus Fenster geschlichen sein, um zu schauen, ob ihr „alter Junge“ nicht doch noch käme. Ja, Weihnachten im behaglich warmen, lichten Zimmer! — und die Glocken läuten frohe Lieder — und es buffet so weihnachtlich vor dem angebrannten Tanne — und er sieht noch langer Abwesenheit wieder bei seiner Mutter und erzählt ihr von seinen Erlebnissen in fernen Welttheilen, von den stolzen Siegen über der Elemente Nacht — von den Gefahren und von seiner letzten Weihnachtsfeier vor dem Bug des „Bravo“ unter Wasser. . .

„Hoch! Hoch!“ Wie einen Schrei der Verzweiflung hören es die Leute an Deck und ziehen in Eile Ferdinand und seinen Kameraden empor. Fast leblos heben sie beide über Bord. . . Zu lange hatte das Wasser sie bezaubert. Doch bald haben sie ihre Schwäche wieder überwunden, und das Verwundene, ihre Kameraden vor großer Gefahr gerettet und vielleicht noch etwas mehr als ihre Pflicht gethan zu haben, läßt sie bald mit Stolz an ihre gefährliche kühne Arbeit und ihre eigenartige Weihnachtsfeier denken.

„Nur noch drei Zoll Wasser im Raum!“ melbet freudig bewegt der alte Klausen. . .

„Reminiscenzen.“

Ein alter Minister kam nach 40-jähriger Abwesenheit wieder einmal in seine Universitätsstadt und ließ sich das alte, liegengewordene Universitätsgebäude zeigen.

„Ach, dieselben alten Gänge!“ rief er entzückt beim Eintritt aus. „Ach, dieselben alten Gänge!“

Man öffnete die Hörsäle. Dieselben alten Hörsäle! Dieselben alten Hörsäle!

Beim Verlassen des Hauses begegnete ihm ein junger Student, Arm in Arm mit einer jungen Dame.

„Derselbe alte Brauch!“ sagte er gerührt. „Derselbe alte Brauch!“ Der Student trat auf ihn zu. „Entschuldigen Sie, Excellenz, diese Dame ist meine Schwester!“ Da glitt ein Lächeln über das Antlitz des alten Herrn: „Ach, und dieselbe alte Entschuldigung!“

Zur Ausstattung der Weihnachts-tafel.

Wenn je im Jahre der Aus schmückung des Familientisches eine besondere Sorgfalt zugewendet werden soll, so gewiß am Weihnachtsfest. Ist doch Weihnachten das große Jubelfest so recht ein Fest der Familie, des Familienglücks, der gemüthlichen Zusammenkunft und der heimathlichen Zusammengehörigkeit! Wie wohlthuend und anheimelnd ist es da, wenn der Tisch am Weihnachtsfest der Stimmung der Gäste entsprechend schön und sinnig geordnet ist!

So möchten wir denn heute eine hübsche, weihnachtliche Dekoration im Vorschlag bringen, welche der ganzen Tafel ein festliches Gepräge zu verleihen geeignet sein dürfte.

Zwei große runde Fruchtstalen werden mit Moos belegt, über welches man das Obst, seien es Äpfel, Birnen oder Apfelsinen, pyramidenartig aufbaut und die kleinen, sich ergebenden Lücken mit kleinen Tannenzweigen ausfüllt. In den Gipfel dieser Pyramide wird sodann ein gewöhnlicher Blechtrichter ohne Henkel, den man goldig bronzirt hat, gesteckt. Die Spitze des Trichters muß bis ins Moos hineingehen und recht fest sitzen. Nun wird ein hübsch verzierter kleiner Tannenbaum, der reich mit Konfett, bunten Schleifen und goldenen Lamettafäden behangen und mit Kerzen bedeckt ist, und dessen Stamm man unten, der Röhre des Trichters entsprechend, vorher zuspitzt hat, in letztere eingeschoben und der Trichter durch vom Baum herabhängende Lamettafäden verdeckt. Dieser ganze Aufbau sieht allerliebst aus. An das obere und untere Ende der Tafel wird je eine solche weihnachtliche Fruchtstale gestellt, und, bevor man sich zum Essen niederläßt, werden die Kerzen der beiden Christbäume angezündet, was einen überaus festlichen Anblick gewährt und den schönen Festgruß „Fröhliche Weihnachten“ um so inniger von Herzen kommen und zu Herzen bringen läßt.

Ehrensolde in England.

Der König von England kann sich rühmen, daß er in der ersten Reihe der Fürsten steht, die der Literatur, der Kunst, dem geistigen Leben solche Wohlthaten erweisen, die sich durch Ziffern ausdrücken lassen. Die Zahl der Schriftsteller, Künstler, Gelehrten oder ihrer Wittwen und Waisen, die Ehrensolde beziehen, ist außerordentlich groß. Und die Beträge sind weit größer als bei uns. So steht auf der Liste, die das letzte Jahr umfaßt — sie reicht von März zu März — Sir Francis Burnand, der lange Jahre der Leiter des „Punch“, des bekanntesten englischen Witzblattes, war und als Theaterschriftsteller bekannt ist, mit einer Rente von 200 Pfund Sterling, die inwärtigen gestorbenen Schriftstellerin Quiba (Louise de la Ramee) mit 150 Pfund, der Dichter Davidson mit 100 Pfund. Dann folgen die Pädagogen, Archäologen, Historiker, Juristen, Naturwissenschaftler und Mediziner. Drei Entleinchen von Robert Burns, die in armen Verhältnissen leben, erhalten eine jährliche Pension von 100 Pfund, die auf Lebzeiten ausgezahlt ist und auch den etwa Ueberlebenden nicht gekürzt wird.

Zustifturiosum.

Aus Lachen wird berichtet: In die gewiß seltene Lage, auf eine veraltete, längst nicht mehr praktizirte Strafe, nämlich auf am Pranger stehen, erkennen zu müssen, kam das hiesige Schurmergericht. Ein Arbeiter holländischer Nationalität war aus Belgien ausgewiesen und, da er das Land doch wieder betrat, mit Gefängniß bestraft worden. Als er aus der Strafanstalt entlassen wurde, mußte er erfahren, daß ihm keine Geldbörse unter den Gewandern geblieben war. Er suchte seinen Rebenhühler zur Rechenschaft ziehen, verlor aber statt dieses dessen Hauswirth sehr schwer durch Messerschnitte. Nach deutschem Recht hätte die Strafkammer die That aburtheilen müssen, da sie aber in Altenberg, auf dem neutralen Gebiet von Moresnet, geschah, war das alte französische Recht, der „Code penal“, maßgebend, und somit nur das Schurmergericht zuständig. Unter Anwendung des Wortlautes des Gesetzes erkannte dieses neben einer kleinen Gefängnißstrafe auf fünf Jahre Zwangsarbeit und Stellung an den Pranger. Da diese Strafen in Deutschland nicht vollzogen werden können, müssen sie von der zuständigen Stelle in moderne, den deutschen Verhältnissen entsprechende, umgewandelt werden.

Sprüche.

Es zeigt die Rede uns den Werth der Geister; Wer viel verdammt, der ist der Rede Meister.

„Es war einmal“ beginnt die Märchentunde In zukunftsreicher Kinderzeit. Wehmüthig tönt es aus des Alters Munde: „Es war einmal; wie liegt es weit!“